Wie ich Saarbrücken wiedersah ...

Autor(en): **Ryser, Elise**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **51 (1946-1947)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-315254

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wie ich Saarbrücken wiedersah ...

Elise Ryser, Schangnau i. E.

So saß ich denn zum dritten Male in dem Zug, der mich in die Trümmerstadt bringen sollte. Meine drei Gepäckstücke wogen zusammen 45 Kilo, und meine Sorge war, wie ich sie beim Umsteigen meistern sollte. Meinen Ohren traute ich kaum in Basel, als der Zollbeamte sich meine Ausfuhrbewilligung anschaute, dann prüfend mit der Hand die Koffer hob und sagte: « Da haben Sie aber nicht alles eingepackt, was auf den Listen steht, sonst wäre das Gepäck schwerer! » Nun, ich konnte mich damit abfinden, daß ich nicht zu öffnen brauchte.

Auf die bekannte Trümmerschau war ich gefaßt, als der Zug in Saarbrücken einfuhr. Ich war deshalb sehr erstaunt, als sich ein Alpdruck auf meine Seele legte und alle Freudigkeit, mit der ich mich an die Arbeit begeben wollte, zu schwinden schien. Ich mußte mir einen innerlichen Ruck geben, um meine Schweizer Kameraden am Bahnhof mit frohem Blick begrüßen zu können.

In der Stadt hatte sich in den sieben Monaten meiner Abwesenheit wenig geändert, die Schutthaufen waren etwas mehr abgetragen, einzelne Plätze sogar freigelegt, aber von Aufbau merkt man nicht viel. Eine politische Änderung dagegen ist zu verzeichnen, indem die Franzosen, wohl in der guten Meinung, in Europa seien noch zu wenig Grenzpfähle, um das Saargebiet herum eine Grenze gezogen und es so vom Reich abgetrennt haben. Wer darüber hinaus will, muß einen Passierschein haben, der aber auf legalem Wege kaum zu bekommen ist. Für die Saarländer ist das eine Kalamität, indem sie nicht einmal mehr hamstern gehen können, es sei denn, sie gingen irgendwo schwarz über die Grenze, was natürlich sehr häufig gemacht wird. Die Zuteilung auf den Karten ist zwar etwas besser geworden, aber vor der Kartoffelernte fehlten überall die Kartoffeln, dazu machen sich die Erscheinungen der Unterernährung nach der langen Hungerperiode jetzt schon richtig bemerkbar.

Ich erlebte den historischen Moment der Geldumwechslung. Während dieser Zeit waren die Grenzen des Saargebietes hermetisch geschlossen und streng bewacht, man saß hübsch drin wie in einer Mäusefalle, nicht einmal die internationalen Schnellzüge hielten mehr in Saarbrücken. Es sollte kein Geld weggeschmuggelt werden. Dreimal innert 30 Jahren haben die Saarländer nun anderes Geld bekommen: 1919 französische Franken — 1935 Reichsmark — 1947 Saarmark. Dabei ist man sich voll bewußt, daß diese Saarmark nur eine Zwischenlösung bedeutet, daß sie der erste Schritt zur Abwertung ist und daß bald eine andere Währung nachfolgen wird. Obschon die Menschen bestürzt waren, mußte man staunen, mit welcher Disziplin sich die Sache abwickelte. (Man möchte den Deutschen doch etwas mehr revolutionäre Kraft wünschen, damit sie nicht alles nur so in Passivität über sich ergehen lassen, daraus ist ja ihr ganzes Unglück erwachsen.)

Der wirtschaftliche Anschluß an Frankreich wird nun im Saargebiet nicht mehr lange auf sich warten lassen, man hat sich auch darein ergeben wie die Maus, die endlich froh ist, wenn nur einmal die Falle geöffnet wird, gleich von wem. Aber auf die Dauer wird es keine Lösung sein. Es ist klar, daß Menschen in einem Grenzland, die so hin und her geworfen werden, viel beweglicher sind als unter einer stabilen Regierungsform,

aber sie erdulden die Leiden der Heimatlosen, die nie irgendwo Wurzel fassen können: « Wir sind schlimmer dran als die Elsässer, die werden entweder hüben oder drüben einverleibt und als Gleichwertige behandelt, aber das Saargebiet ist immer nur ein Anhängsel und wird als etwas Besonderes behandelt. »

Sehr schlimm war die Verfügung der doppelten Sommerzeit, d. h. die Uhr wurde um zwei Stunden vorgestellt, um jeden Schimmer des Tageslichtes ausnützen zu können und den Verbrauch der Elektrizität auf ein Minimum zu beschränken. Man kam auf diese Weise kaum mehr zum Schlafen; die Schulkinder waren bei Schulbeginn so matt, daß sie oft wieder einschliefen. Am 1. Juli durfte dann die Uhr zur allgemeinen Erleichterung wenigstens um eine Stunde zurückgedreht werden.

Das Reisen in den Zügen ist immer noch etwas sehr Schlimmes. Dadurch, daß fast keine Züge verkehren, sind alle Wagen vollgepfropft und fahren mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 20 Stundenkilometern. Wir Ausländer dagegen genießen große Vergünstigungen, wir dürfen die Militärschnellzüge benützen, wir können ohne Fahrkarte in der ganzen französischen Zone umherreisen, das Vorweisen des Schweizer Passes öffnet uns überall die Schranken.

Die Papierknappheit ist immer noch sehr groß, die Zeitungen dürfen nur in ganz beschränktem Umfang erscheinen, auch dürfen beispielsweise keine Todesanzeigen weder in der Zeitung noch privat erscheinen; so hat man die ganze Zeit das Gefühl, es sterbe ja gar niemand, während in Wirklichkeit sehr viele Todesfälle sind.

Politische Ausweisungen aus dem Saargebiet gab es während meines zweimonatigen Aufenthaltes etwa 10 000, und zwar für Leute jeder Gesellschaftsschicht. An die Stelle der deutschen Gestapo ist die französische Sûreté getreten, die die Ausweisungen mit unerbittlicher Strenge und innert kürzester Frist (fünf Tage) vollzieht. Und so soll Friede werden ?

Zu Pfingsten machten wir einen Ausflug zu der berühmten Saarschleife. Da kam uns doch wohltuend zum Bewußtsein, daß die Jugend allmählich aus ihrer Lethargie erwacht, viele waren unterwegs mit Faltboot, Zelt und Kochtopf, während Pfingsten 1946 noch nirgends wandernde Jugend zu sehen war. Eine gänzlich ausgebrannte Jugendherberge wird jetzt in diesen Sommermonaten von den Jugendverbänden des Saargebietes mit Mitteln der Schweizer Spende teilweise aufgebaut. Die administrative Leitung hat ein Schweizer. In den Schulen sieht's überall noch sehr schlimm aus, mangelhafte Räume und Lehrmittel, Überlastung des Lehrpersonals. Nur die Schulkinder finden sich sehr unbekümmert in diese Zustände. Sie freuen sich, wenn sie bei Abschluß des Schuljahres ihrer Klassenlehrerin ein Brot und eine Flasche Wein schenken können, Dinge, die sie irgendwie auf illegalem Wege ergattert haben. Für die kleineren Kinder bilden die Schutthaufen ideale Spielplätze. Wer keine Vergleichsmöglichkeiten von früher hat, findet sich in alles sozusagen mühelos hinein. Anders die deutsche Seminaristin, die sechs Monate in der Schweiz eine Lehrerbildungsanstalt besuchte und die ich draußen wiedergesehen habe. Sie studiert nun in einer Lehranstalt, die den hochtönenden Namen « Pädagogische Akademie » führt und in einem ehemaligen Hotel eingerichtet ist. Das Haus ist wie alle noch stehenden in Deutschland voll-

ständig verwahrlost, kaum ein anständiges Möbelstück ist darin, schmucklose Wände, wacklige Tische und von überall her zusammengetragene Stühle erwarten die Seminaristinnen, die da eine pädagogische Ausbildung erhalten, die das Ziel vorerst noch tastend suchen müssen.

Eine reaktionäre Tendenz auf dem Gebiet der Mädchenerziehung habe ich in der französischen Zone gefunden. Bei den Aufnahmeprüfungen in die Mädchenmittelschulen und Oberschulen (Sekundarschulen und Gymnasien) sollen die Eintritte reduziert werden; denn die Mädchen seien ja doch zum Kochen, Lieben und Heiraten da und brauchten dazu keine höhere Bildung, wie sich ein von den Franzosen eingesetzter Erziehungsminister öffentlich ausdrückte.

Das kulturelle Leben hat einen recht erfreulichen Aufschwung genommen. Gute Vorträge, Theateraufführungen und Konzerte gibt es zur Auswahl. Es war mir immer ein Erlebnis, die Menschen während eines Konzertes zu beobachten. Gewöhnlich war immer alles ausverkauft. Wie verwandelt schienen dann die Menschen unter der Zauberkraft der Musik, die Gesichter verloren ihre Verkrampftheit, die tägliche Mühsal, Schutt und Trümmer existierten für einige Stunden nicht mehr, gänzlich hingegeben lauschte man den Klängen aus einer bessern Welt.

In den Schweizer Baracken am Theaterplatz liefen die Arbeit und das Leben weiter, ähnlich wie letztes Jahr. Für 4500 Schulkinder wurden täglich Suppe oder Brei gekocht und in die Schulhäuser geführt, ins Ambulatorium strömten karawanenweise Mütter mit ihren hautkranken Kindern zur Behandlung beim Schweizer Arzt, in der Nähstube surrten die Maschinen in fiebrigem Tempo, im Kindergarten sind jetzt vor allem tuberkulosegefährdete Kinder, als Neuerung ist eine Schuhmacherwerkstatt zu nennen, in welche die Lehrer im Turnus ihre schlechtestbeschuhten Schüler mit einem Gutschein des Schweizer Hilfswerks für Reparaturen herschicken dürfen. Mütterberatungen und Abgabe von Kindermehl an die Säuglinge gehen weiter. Jeden Vormittag hatten wir Sprechstunde in der Baracke. Schon lange vor der angesetzten Zeit staute sich die Menge vor der Türe. Da waren vor allem werdende Mütter, die um Säuglingswäsche bitten wollten, darin herrscht die allergrößte Not. Zerlumptes Volk kam und bettelte um Kleider; besonders schlimm dran sind die Berufstätigen, die sich gerne noch anständig gekleidet auf ihrer Arbeitsstelle zeigen möchten. Um die wirkliche Not zu ermitteln, machten wir an Nachmittagen Hausbesuche. Da konnte man an Ort und Stelle am besten sehen, was die Leute am dringendsten benötigten, aber meistens war es dann so, daß sie gleich alles brauchten, wir ihnen aber nur eine kleine Hilfe bieten konnten. Viele ausgebombte Familien, so sie nicht in Kellern hausen, haben ein, zwei Zimmer mit geliehenen Möbeln. Da war eine Familie mit fünf Kindern, die durften aber die Möbel nicht brauchen, die Eigentümerin hatte die Schränke und Schubladen alle abgeschlossen. Unmöglich war es da, einigermaßen Ordnung zu halten. Eine andere Familie trafen wir in einem kleinen Häuschen außerhalb der Stadt, ganz umgeben von einem riesigen Garten mit prächtigem Gemüse. Der Garten gehörte aber den reichen Eigentümern und war so hermetisch abgeschlossen, daß die Hausleute sich nur mit Anschauen des Gemüses begnügen durften direkt vor ihrer Nase. Ihnen selbst war es unmöglich, auch nur das kleinste Stücklein

Land zu bekommen, so sehr sie sich darum bemühten. — In einer Dachkammer wollten wir ein Ostflüchtling-Ehepaar besuchen. Auf unser Läuten kam lange keine Antwort; schon wollten wir abziehen, da erscheint unter der Türe eine kleine, bucklige Frau in schlechtem Nachtgewand. Sie muß nach Atem ringen und kann kaum sprechen vor Schwäche. Sie führt uns ins armselige Stübchen und legt sich sofort wieder zu Bett. Der Arzt hat ihr ein Aufnahmegesuch fürs Spital gemacht, aber sie muß warten, bis irgendwann ein Platz frei wird. Sie berichtet uns von ihrer Leidenszeit. Sie ist Näherin und wohnte mit ihrem Mann in Breslau. Er kam aus dem Krieg auf Urlaub und wollte dann nicht wieder einrücken. Es gelang ihr, ihn länger als ein Jahr vor den Hausdurchsuchungen der SS zu verstecken. Was sie da alles anstellte, grenzte direkt ans Wunderbare. Sie hielt ihren Mann durch mit ihrer Hände Arbeit — eine kleine Heldin des Alltags. Ich fragte mich im stillen, ob wohl der Mann all diese Opfer wert gewesen sei. Am nächsten Tag brachte ich der Frau allerhand zur Stärkung, da lernte ich den Mann kennen. Er erzählte auch, aber alles war von Haß diktiert. Er hatte offenbar von seinen Landsleuten — den Deutschen — seiner politischen Einstellung wegen viel erdulden müssen. Da lief er in Schlesien zu den Polen und Russen über und bekam einen hohen Posten bei der Polizei. Ein eigenes Haus mit Dienerschaft, einen Wagen mit Chauffeur hätte er gehabt.

« Da habe ich es ihnen zurückbezahlt, meinen Peinigern », sagte er mit haßerfülltem Blick, « ich habe mich gerächt, ich habe 178 Mann verhaften lassen. » Mir ging die Luft aus, und ich verabschiedete mich rasch. Einige Tage später stund die kleine, verkrüppelte, kranke Frau vor unserer Baracke und meldete sich gesund. Ich wollte es nicht glauben. « Doch, doch, Ihre Mittel haben mich gesund gemacht, und zum Dank möchte ich nähen kommen in Ihre Nähstube. » Das hat sie denn auch getan bis zu den Sommerferien, und ihre Augen strahlten immer Dank.

Wieder führte mich mein Weg ganz hinauf auf den Speicher, in eine kleine Dachkammer. Acht Personen müssen darin leben. Statt Fenster nur Dachluken. Eine wahrhaft tropische Hitze herrscht, es dampft, denn die Wäsche wird auch noch gemacht in dem Raum. In einer Ecke steht der Kochherd, außerdem sind noch drei schmale Lager da. Die andern legen sich einfach auf den Boden. Und so sieht's aus die ganze lange Fennerstraße entlang.

Das Schlimmste aber, das Allerschlimmste ist doch, daß alle von einem baldigen Krieg erzählen, der unvermeidlich sei. Sie haben selbst kaum mehr die Kraft, mit dem Chaos zu ringen, und suchen nach einer Scheinlösung von außen. So die breite Masse.

Zum Schluß, liebe Kolleginnen, muß ich euch noch etwas Erfreulicheres berichten, nämlich davon, wie sehr eure aktive Hilfsbereitschaft Glück und Freude und Mut auslöst. Es kamen viele Kolleginnen zu mir und erzählten mir, wie gut sie von ihrer Schweizerin betreut würden. Viele behaupteten, sie hätten den Winter nicht durchgehalten ohne diese Zugaben. Aber das Schönste sei doch, daß jemand einfach an sie denke in reiner Menschlichkeit. Daneben kamen auch solche, die selbst nicht betreut werden, aber davon gehört haben. Die baten mich inständig, ihnen in der Schweiz auch eine Patin zu suchen.

Wem darf ich noch eine Adresse geben?

Während ich diese Zeilen schreibe, sind wir mitten im Genießen unserer Sommerferien, die vom schönen Wetter so sehr begünstigt sind. Die Kolleginnen von Saarbrücken haben weder eine Möglichkeit, in die Ferien zu fahren, noch ihre Eltern, Geschwister oder Freunde im Reiche draußen zu besuchen; denn sie können ja nicht über die Grenze des Saargebietes hinaus. Dieser Jammer ist mir ganz besonders zu Herzen gegangen. Wo sollen sie da einen neuen Impuls für die Schule schöpfen?

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen. *Goethe.*

Studienreise in die Tschechoslowakei, Sommerferien 1947

III.

Dr. *Martha Sidler*

« Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück . . . »

Gottfried Kellers unsterblicher « *Frühlingsglaube* » ist zweimal wesenhaft und eindrücklich vor meinem Bewußtsein gestanden. Unser Reisekamerad, Spielleiter am Radio Zürich, Hans Bänninger, hat dieses Gedicht anläßlich einer Abendgesellschaft vorgetragen. Die tschechisch-schweizerische Gesellschaft im schönen Klubhaus zu Prag hat zu unseren Ehren eine Zusammenkunft veranstaltet. Stürmischer Applaus von seiten aller Anwesenden! — Seit langen, langen Jahren zum ersten Male wieder ein Gedicht in deutscher Sprache, in *unseres* Dichters Sprache . . . Unvergeßlicher Augenblick!

Ein zweitesmal spricht eine tschechische Kollegin (überzeugte Kommunistin, wie sie sich selbst bei mir einführt) das Wort vom Völkerfrieden in später Nacht auf ihre Weise aus. Während meines Abstechers nach Šumperk sitze ich allein im « Narodni dum » beim Nachtessen. Es hat am vorhergehenden Tage ein Lehrerkurs mit mehr als 100 Teilnehmern und Teilnehmerinnen seinen Anfang genommen. Viele kennen sich nicht persönlich, kommen sie doch aus der ganzen, weiten Republik hier zusammen. Drei der Kolleginnen winken mir, ich möchte mit ihnen am gleichen Tische speisen, in mir eine noch unbekannte Berufsgenossin ihrer Muttersprache vermutend. Ich gebe mir einen Ruck und « stürze mich ins Unternehmen », d. h. ich wandle gemessen, wie es meinen Jahren entspricht, an den einladenden Tisch, ziehe Paß, Schweizerwappen, ein sehr freundliches Empfehlungsschreiben in tschechischer Sprache (verfaßt von unserem unermüdlichen Herrn Voplakal und mit dem Briefkopf: « Svaz Zaměstnanců Školství a Osvěty » versehen) hervor, und es entspinnt sich, teils französisch, teils deutsch und tschechisch, eines jener ausführlichen Gespräche, in denen wir fragen und Antwort bekommen und umgekehrt. Da diese Diskussion als typisch auch für ähnliche andere gelten kann, welche Reisekameraden über Erziehung, Schule, Schulgesetzgebung, Prüfungen, Zeugnisse, Reformpläne usw. führten, sie für mich